

ZUM BUCH

Matthew Scudder hat der Hölle schon oft ins Antlitz gesehen. Der Ex-Alkoholiker und Ex-Cop schlägt sich als Privatdetektiv (ohne Lizenz) durch die New Yorker Unterwelt, besucht Treffen der Anonymen Alkoholiker und greift im Zweifelsfall zu extremen Mitteln, um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Der in Brooklyn lebende Libanese Khoury wendet sich an Scudder, weil seine Frau entführt worden ist. Khoury kann die Polizei nicht einschalten, weil er mit Heroin dealt. Um die Frau zu retten, nimmt Scudder den Auftrag an. Doch die Entführer ermorden ihr Opfer auf brutale Weise. Scudder jagt die Täter und kommt einem Entführerring auf die Spur. Die Grenzen zwischen Gut und Böse verwischen, als Scudder merkt, dass die Hintermänner aus höchsten Kreisen stammen ...

Der heruntergekommene, knallharte Ermittler Matthew Scudder ist die bekannteste Figur von Thriller-Großautor Lawrence Block. *Ruhet in Frieden (A Walk Among the Tombstones)* ist die Vorlage für die aktuellen Kinoverfilmung mit Liam Neeson (*96 Hours*) und Dan Stevens (*Downtown Abbey*).

ZUM AUTOR

Lawrence Block, geboren 1938 in Buffalo, New York, arbeitete in unterschiedlichen Berufen, veröffentlichte 1957 seine erste Geschichte, schrieb fünf Serien, über 100 Kurzgeschichten und über 50 Romane. Außerdem schrieb er diverse Drehbücher zu Kinofilmen. Seine *Matthew Scudder*-Reihe umfasst 17 Romane. 1994 bekam er den amerikanischen Grand Master Award und den Philip-Marlowe-Preis, 2004 den britischen Diamond Dagger für sein Lebenswerk.

LAWRENCE BLOCK

RUHET IN FRIEDEN

A WALK AMONG THE TOMBSTONES

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Sepp Leeb

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe A WALK AMONG THE TOMBSTONES
erschien 1992 bei William Morrow and Company, Inc., New York

Der Roman erschien in Deutschland bereits 1994 unter dem Titel
Endstation Friedhof bei Heyne.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2014
Copyright © 1992 by Lawrence Block
Copyright © 1994 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
Copyright © 2014 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagmotiv: © 2014 TOMBSTONE MOVIE HOLDINGS,
LCC, All Rights Reserved
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43783-8
www.heyne.de

LAWRENCE BLOCK
A WALK AMONG THE TOMBSTONES

für Lynne

Danksagung

Es ist mir eine besondere Freude, auf die nachhaltige Unterstützung von seiten des Writers Room hinzuweisen, wo ein wesentlicher Teil der Vorarbeiten zu diesem Buch geleistet wurde, sowie der Ragdale Foundation, wo es geschrieben wurde. Darüber hinaus gilt mein Dank George Cabanas und Eddie Lama sowie Jack Hitt und Paul Tough, die mich mit den Kongs bekanntgemacht haben. Und nicht zuletzt auch Sarah Elizabeth Miles, die allen Ernstes behauptet, sie würde alles – alles! – tun, um in einem Buch erwähnt zu werden.

*Baby, baby, naughty baby
Hush, you squalling thing, I say
Peace this moment, peace, or maybe
Bonaparte will pass this way*

*Baby, baby, he's a giant
Tall and black as Monmouth steeple
And he breakfasts, dines and suppers
Every day on naughty people*

*Baby, baby, if he hears you
As he gallops past the house
Limb from limb at once he'll tear you
Just as pussy tears a mouse*

*And he'll beat you, beat you, beat you
And he'll beat you all to pap
And he'll eat you, eat you, eat you
Every morsel snap snap snap!*

Englisches Wiegenlied

Am letzten Donnerstag im März, irgendwann zwischen halb elf und elf Uhr vormittags, sagte Francine Khoury zu ihrem Mann, sie müsse kurz weg, ein paar Sachen besorgen.

»Nimm meinen Wagen«, bot er ihr an. »Ich brauche ihn heute nicht.«

»Er ist mir zu groß«, sagte sie. »Letztes Mal kam ich mir damit vor, als würde ich in einem Schiff durch die Gegend fahren.«

»Wie du meinst.«

Die Autos, sein Buick Park Avenue und ihr Toyota Camry, teilten sich die Garage hinter dem Haus, einem Fachwerkbau im Pseudo-Tudorstil, der im Brooklyner Stadtteil Bay Ridge stand, in der Colonial Road zwischen Seventy-eighth und Seventy-ninth Street. Sie ließ den Camry an, stieß rückwärts aus der Garage, schloß mit einem Druck auf die Fernbedienung das Tor und fuhr rückwärts auf die Straße hinaus. An der ersten roten Ampel schob sie eine Kassette mit klassischer Musik in den Radiorecorder. Beethoven, eines der späten Streichquartette. Zu Hause hörte sie Jazz – Kenans Lieblingsmusik –, aber im Auto spielte sie am liebsten klassische Kammermusik.

Sie war eine attraktive Frau, knapp eins siebzig groß, etwas über fünfzig Kilo schwer, üppige Oberweite, schmale Taille und schlanke Beine. Dunkles Haar, üppig und gelockt, nach hinten aus dem Gesicht gekämmt. Dunkle Augen, scharfe Nase und volle, sinnliche Lippen.

Auf Fotos hat sie den Mund immer geschlossen. Soviel ich weiß, hatte sie vorstehende obere Schneidezähne und einen starken Überbiß, und deshalb hatte sie es möglichst vermieden zu lächeln. Auf ihren Hochzeitsfotos strahlt sie zwar übers ganze Gesicht, aber ihre Zähne bleiben unsichtbar.

Von Natur aus ein dunkler Typ, wurde sie rasch braun. Sie hatte auch schon den Grundstock für eine intensive Sommer-

bräune gelegt; zusammen mit Kenan hatte sie die letzte Februarwoche am Strand von Negril in Jamaika verbracht. Wenn Kenan nicht darauf bestanden hätte, daß sie regelmäßig Sonnenschutzmittel auftrug und nicht zu lange in der Sonne blieb, wäre sie noch wesentlich brauner geworden. »Es steht dir nicht, wenn du zu braun bist«, hatte er gesagt. »Von diesem ewigen In-der-Sonne-Braten wird aus einer Pflaume schnellstens eine vertrocknete Zwetschge.« Was soll an Pflaumen schon so toll sein, hatte sie wissen wollen. Sie sind reif und saftig, hatte er erwidert.

Nach ein paar hundert Metern, etwa als sie die Kreuzung von Seventy-eighth und Colonial Road erreichte, startete der Fahrer eines blauen Lieferwagens mit seitlichen Holzimitationen den Motor. Er ließ ihr noch einmal ein paar hundert Meter Vorsprung, bevor er losfuhr und ihr folgte. Sie bog nach rechts in die Bay Ridge Avenue, dann nach links in die Fourth Avenue und fuhr in Richtung Norden. Als sie sich dem D'Agostino's an der Ecke der Sixty-third Street näherte, verlangsamte sie ihre Fahrt und fand einen halben Block weiter eine Parklücke.

Der Lieferwagen fuhr an dem Camry vorbei, drehte eine Runde um den Block und parkte direkt vor dem Supermarkt neben einem Feuerhydranten.

Als Francine Khoury das Haus verließ, saß ich noch über meinem Frühstück.

Bei mir war es am Abend zuvor ziemlich spät geworden. Elaine und ich waren bei einem Inder in der East Sixth Street abendessen gewesen und hatten uns anschließend im Public Theatre in der Lafayette eine Aufführung von *Mutter Courage* angesehen. Allerdings hatten wir keine guten Plätze, und einige Schauspieler waren kaum zu verstehen. Deshalb wären wir in der Pause sicher gegangen, wenn in dem Stück nicht der Freund einer Wohnungsnachbarin von Elaine mitgespielt hätte, den wir nach der Aufführung in seiner Garderobe aufsuchen wollten, um ihm zu sagen, wie toll er gewesen war. Das Ganze endete damit, daß wir auf einen Drink in eine Bar gleich um die Ecke gingen, die aus mir unerfindlichen Gründen gerappelt voll war.

»Wirklich toll«, sagte ich zu Elaine, als wir endlich gingen.
»Erst konnte ich ihn drei Stunden lang auf der Bühne nicht verstehen, und dann noch einmal eine Stunde lang in dieser Kneipe. Da fragt man sich wirklich, ob der Kerl überhaupt eine Stimme hat.«

»Drei Stunden hat das Stück doch gar nicht gedauert«, korrigierte mich Elaine. »Eher zweieinhalb.«

»Mir kam es jedenfalls wie drei Stunden vor.«

»Mir sogar wie fünf. Laß uns nach Hause fahren.«

Wir gingen zu ihr. Sie machte mir Kaffee und sich selbst eine Tasse Tee. Dann sahen wir eine halbe Stunde lang CNN und unterhielten uns während der Werbung. Anschließend legten wir uns schlafen, aber nach einer Stunde oder so stand ich wieder auf und zog mich im Dunkeln an. Ich wollte gerade aus dem Schlafzimmer schleichen, als sie mich fragte, wo ich hin wolle.

»Tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe«, sagte ich.

»Das macht doch nichts. Kannst du nicht schlafen?«

»Wie es scheint, nicht. Ich fühle mich total überdreht. Aber ich weiß nicht, warum.«

»Du kannst im Wohnzimmer lesen – oder meinetwegen auch fernsehen. Das stört mich bestimmt nicht.«

»Nein«, sagte ich. »Dazu bin ich zu unruhig. Vielleicht tut mir der Spaziergang durch die Stadt gut.«

Elaines Wohnung liegt in der Fifty-first zwischen First und Second Avenue. Mein Hotel, das Northwestern, in der Fifty-seventh zwischen Eighth und Ninth. Im Freien war es so kalt, daß ich einen Moment mit dem Gedanken spielte, mir ein Taxi zu nehmen, aber nachdem ich einen Block gegangen war, spürte ich die Kälte nicht mehr.

Während ich an einer roten Ampel wartete, erhaschte ich zwischen ein paar hohen Gebäuden hindurch einen Blick auf den Mond. Er war fast voll, was mich nicht überraschte. Die Nacht hatte dieses typische Vollmondfeeling – irgend etwas, was das Blut in Wallung brachte. Mir war danach, etwas zu unternehmen. Bloß wußte ich nicht, was.

Wenn Mick Ballou in der Stadt gewesen wäre, hätte ich viel-

leicht in seiner Kneipe vorbeigeschaut. Aber er war im Ausland, und in meinem momentanen aufgewühlten Zustand war eine Kneipe, ganz gleich welche, nicht der richtige Ort für mich. Ich ging nach Hause und nahm mir ein Buch, und irgendwann gegen vier machte ich das Licht aus und legte mich schlafen.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr saß ich im Flame gleich um die Ecke. Ich aß ein leichtes Frühstück und las eine Zeitung, wobei sich mein Interesse vor allem auf die lokalen Verbrechensmeldungen und den Sportteil konzentrierte. Global gesehen war gerade keine Krise angesagt, so daß ich der weltpolitischen Lage keine Beachtung schenkte. Die Kacke muß schon ganz schön am Dampfen sein, damit ich anfangs, mich für die großen nationalen und internationalen Themen zu interessieren. Sonst waren sie mir einfach zu belanglos, um mich näher mit ihnen zu beschäftigen.

Dabei hätte ich weiß Gott genügend Zeit gehabt – nicht nur für den Nachrichtenteil, sondern auch noch für die Anzeigen und die Börsenberichte. Die Woche zuvor hatte ich drei Tage für Reliable gearbeitet; das ist eine große Detektivagentur im Flatiron Building. Seitdem hatten sie allerdings keine Aufträge mehr für mich gehabt, und der letzte Fall, den ich privat übernommen hatte, lag schon eine Ewigkeit zurück. Da ich noch genügend Geld hatte, mußte ich nicht arbeiten, und ich hatte eigentlich noch nie Probleme gehabt, finanziell über die Runden zu kommen, aber ich wäre trotzdem froh gewesen, wenn ich etwas zu tun gehabt hätte. Die Rastlosigkeit, die mich in der vergangenen Nacht befallen hatte, war mit dem Untergang des Monds keineswegs verflogen. Sie war immer noch da, ein schwaches Fieber im Blut, ein Jucken unter der Haut, wo man sich nicht kratzen konnte.

Francine Khoury blieb eine halbe Stunde im D'Agostino's, um ihre Lebensmitteleinkäufe zu machen. An der Kasse bezahlte sie in bar. Ein junger Bursche lud ihre drei Tüten in einen Einkaufswagen und brachte sie nach draußen zu ihrem Wagen. Der blaue Lieferwagen stand noch immer neben dem Hydranten.

Die Hecktür war offen. Die zwei Männer, die aus dem Kombi gestiegen waren, standen auf dem Gehsteig; sie waren über eine Schreibunterlage gebeugt, die einer von ihnen hielt, und schienen einen Plan zu studieren. Als Francine mit dem Jungen an ihnen vorbeiging, schauten sie kurz in ihre Richtung. Bis sie die Heckklappe am Camry geöffnet hatte, saßen sie wieder in ihrem Kombi und hatten die Türen geschlossen.

Der Junge verstaute die Einkaufsstüten im Kofferraum. Francine gab ihm zwei Dollar. Das war doppelt so viel, wie er von den meisten Kunden des Supermarkts bekam, ganz zu schweigen von dem erstaunlich hohen Prozentsatz derer, die ihm überhaupt kein Trinkgeld gaben. Kenan hatte ihr eingeschärft, am Trinkgeld nie zu sparen – nicht übertrieben viel, aber großzügig. »Wir können es uns leisten, großzügig zu sein«, hatte er gesagt.

Der Junge schob den Einkaufswagen in den Supermarkt zurück. Francine setzte sich ans Steuer, ließ den Motor an und fuhr auf der Fourth Avenue in Richtung Norden.

Der blaue Lieferwagen hängt sich mit ein paar hundert Metern Abstand hinter sie.

Ich weiß nicht genau, welche Strecke Francine fuhr, um vom D'Agostino's zu dem arabischen Lebensmittelgeschäft in der Atlantic Avenue zu kommen. Sie hätte bis zur Atlantic auf der Fourth Avenue bleiben können, aber sie hätte auch den Gowanus Expressway nach South Brooklyn hinein nehmen können. Es gibt keine Möglichkeit, das nachträglich festzustellen, aber es ist auch nicht weiter wichtig. Jedenfalls fuhr sie mit ihrem Camry zur Kreuzung von Atlantic Avenue und Clinton Street. An deren Südwestecke befindet sich das Aleppo, ein syrisches Restaurant, und daneben, in der Atlantic, liegt ein Lebensmittelgeschäft oder eigentlich mehr ein Schnellimbiss, der sich The Arabian Gourmet, der arabische Gourmet, nennt. (So nannte ihn Francine allerdings nie. Wie die meisten Leute, die dort einkauften, nannte sie den Laden Ayoub's, nach seinem früheren Besitzer, der das Geschäft vor zehn Jahren verkauft hatte und nach San Diego gezogen war.)

Francine stellte den Wagen an einer Parkuhr auf der Nord-

seite der Atlantic ab, fast direkt gegenüber vom Eingang des Arabian Gourmet. Sie ging zu der Kreuzung, wartete, bis es grün wurde, und überquerte die Straße. Bis sie das Lebensmittelgeschäft betrat, hatte der blaue Lieferwagen in der Ladezone vor dem Aleppo, direkt neben dem Arabian Gourmet, angehalten.

Sie blieb nicht lange in dem Geschäft. Da sie nur ein paar Kleinigkeiten gekauft hatte, brauchte sie niemanden, der ihr die Sachen zum Wagen brachte. Sie verließ das Geschäft etwa zwanzig nach zwölf. Sie trug eine dunkelgraue Hose und eine halblange Kamelhaarjacke und darunter eine beige Zopfmusterstrickjacke über einem schokoladenbraunen Turtleneck. Sie hatte ihre Handtasche über die Schulter gehängt und hielt in der einen Hand eine Plastikeinkaufstüte, in der anderen die Wagenschlüssel.

Die Hecktür des Lieferwagens war offen, und die zwei Männer standen wieder auf dem Gehsteig. Als Francine aus dem Laden kam, näherten sie sich ihr von hinten und nahmen sie in die Zange. Gleichzeitig startete ein dritter Mann, der Fahrer des Kombi, den Wagen.

Einer der Männer sagte: »Mrs. Khoury?«, und als sie sich zu ihm umdrehte, klappte er kurz seine Brieftasche auf und zu, um sie einen kurzen Blick auf einen Dienstaussweis oder auch nichts werfen zu lassen. Der zweite Mann sagte: »Wir müssen Sie bitten, mit uns zu kommen.«

»Wer sind Sie?« wollte sie wissen. »Was soll das Ganze? Was wollen Sie?«

Sie packten sie, jeder an einem Arm, und bevor sie wußte, wie ihr geschah, hatten sie sie über den Gehsteig in den offenen Laderaum des Lieferwagens verfrachtet. Im selben Moment waren sie hinter ihr eingestiegen und hatten die Hecktür hinter sich zugezogen, während der Lieferwagen bereits vom Straßenrand losfuhr und sich in den Verkehr einordnete.

Obwohl es hellichter Tag war und obwohl sich die Entführung auf einer belebten Einkaufsstraße abspielte, bekam so gut wie niemand mit, was passiert war, und die wenigen Personen, die Zeugen des Vorfalles geworden waren, wußten nicht recht,

was sie von der Sache halten sollten. Es muß alles sehr schnell gegangen sein.

Wenn Francine zurückgewichen wäre und einen Schrei ausgestoßen hätte, als die Männer auf sie zukamen . . .

Aber das tat sie nicht. Bevor sie irgend etwas tun konnte, war sie bereits im Laderaum des Wagens. Natürlich hätte sie auch jetzt noch schreien oder sich wehren können oder es zumindest versuchen. Aber dazu war es längst zu spät.

Ich weiß ganz genau, wo ich war, als sie entführt wurde. Ich ging zum Mittagstreffen der Fireside-Gruppe, das an Wochentagen von 12 Uhr 30 bis 13 Uhr 30 im YMCA in der West Sixty-third Street stattfindet. Da ich schon etwas früher da war, dürfte ich ziemlich sicher mit einer Tasse Kaffee auf meinem Platz gesessen sein, als die beiden Männer Francine in den Laderaum des blauen Lieferwagens verfrachteten.

An irgendwelche Einzelheiten des Treffens kann ich mich nicht mehr erinnern. Schon seit mehreren Jahren nehme ich mit erstaunlicher Regelmäßigkeit an Treffen der Anonymen Alkoholiker teil. Auch wenn ich nicht mehr so oft zu den Treffen gehe wie zu der Zeit, als ich gerade mit dem Trinken aufgehört hatte, bringe ich es im Durchschnitt immer noch auf circa fünf Treffen pro Woche. Das Treffen lief nach dem üblichen Schema ab. Ein Sprecher oder eine Sprecherin erzählte etwa fünfzehn bis zwanzig Minuten lang seine beziehungsweise ihre Lebensgeschichte, und der Rest der Stunde stand zur allgemeinen Diskussion zur Verfügung. Ich glaube nicht, daß ich bei der Diskussion etwas sagte. Wenn doch, müßte ich mich eigentlich daran erinnern können. Aber ich bin sicher, daß bei dem Treffen interessante Dinge gesagt wurden, und auch komische. Das ist immer der Fall, aber ich kann mich an nichts Spezielles mehr erinnern.

Nach dem Treffen ging ich irgendwo mittagessen, und nach dem Mittagessen rief ich Elaine an. Ich bekam aber nur ihren Anrufbeantworter zu sprechen. Das hieß, daß sie entweder nicht zu Hause war oder Besuch hatte. Elaine ist Callgirl, und Besuch zu haben ist ihr Job.

Kennengelernt habe ich Elaine schon vor Lebzeiten, als ich noch ein versoffener Cop mit einem funkelneuen goldenen Abzeichen in der Tasche und einer Frau und zwei Söhnen draußen auf Long Island war. Ein paar Jahre hatten wir ein Verhältnis miteinander, bei dem jeder von uns auf seine Kosten kam. Ich spielte ihren Beschützer, der sie vor jeglichem Unheil zu bewahren hatte, und unter anderem mußte ich in dieser Funktion mal einen toten Freier aus ihrem Bett in einen dunklen Hinterhof im Bankenviertel schaffen. Und sie war meine Wunschgeliebte, schön, intelligent, witzig, beruflich erfolgreich und dabei so zuvorkommend und anspruchslos, wie nur eine Nutte sein kann. Was wollte ich also mehr?

Als ich mein Heim, meine Familie und meinen Job aufgab, lebten wir uns mehr und mehr auseinander und verloren uns schließlich ganz aus den Augen. Doch dann tauchte eines Tages ein Gespenst aus unserer gemeinsamen Vergangenheit auf, das uns beiden nach dem Leben trachtete, und der Zufall führte uns wieder zusammen. Und erstaunlicherweise sind wir zusammengeblieben.

Sie hatte ihre Wohnung, und ich hatte mein Hotelzimmer. Wir sahen uns zwei, drei oder vier Abende die Woche. In der Regel endeten diese Abende in ihrer Wohnung, wo ich in den meisten Fällen den Rest der Nacht verbrachte. Gelegentlich fuhren wir für eine Woche oder ein Wochenende aufs Land. An den Tagen, an denen wir uns nicht sahen, telefonierte ich fast immer miteinander, manchmal sogar mehrmals.

Obwohl wir keine Abmachung getroffen hatten, keine anderen Beziehungen einzugehen, lief das Ganze mehr oder weniger darauf hinaus. Ich traf mich mit niemand anderem und sie auch nicht – mit Ausnahme ihrer Kunden, versteht sich. Zu bestimmten Zeiten machte sie sich auf den Weg in irgendein Hotelzimmer oder bekam Besuch in ihrer Wohnung. In der Anfangsphase unserer Beziehung hatte mich das nie gestört – um ehrlich zu sein, hatte es vermutlich sogar einen Teil ihres Reizes ausgemacht –, deshalb sah ich nicht ein, warum es mich jetzt stören sollte.

Wenn es mir wirklich mal was ausmachte, konnte ich sie ja

immer noch bitten, damit Schluß zu machen. Sie hatte im Lauf der Jahre gut verdient und den größten Teil davon auf die hohe Kante gelegt beziehungsweise in Immobilien angelegt. Sie hätte also ihren Job aufgeben können, ohne sich, was ihren Lebensstandard betraf, in irgendeiner Weise einschränken zu müssen.

Irgend etwas hielt mich davon ab, sie darum zu bitten.

Vermutlich sträubte ich mich dagegen, ihr oder auch mir selbst einzugestehen, daß es mir etwas ausmachte. Und mindestens genauso sehr sträubte ich mich dagegen, irgend etwas zu tun, was etwas am Status quo unserer Beziehung geändert hätte. Sie war nicht in die Brüche gegangen, und ich wollte sie nicht kitten. Aber das Leben ist nun mal ständigem Wandel unterworfen. Das liegt in der Natur der Sache. Und wenn sonst durch nichts, dann ändert es sich allein aufgrund der Tatsache, daß sich nichts ändert.

Wir vermieden es, ein Wort mit L in den Mund zu nehmen, obwohl es eindeutig Liebe war, was ich für sie und sie für mich empfand. Wir vermieden es auch, über die Möglichkeit einer Heirat – oder eines Zusammenlebens – zu sprechen, obwohl ich mir bewußt bin, daß ich mehrmals mit diesem Gedanken gespielt habe, und ganz sicher wußte, daß sie das auch tat. Aber bisher haben wir dieses Thema immer ausgeklammert.

Früher oder später würden wir natürlich nicht darum herumkommen, uns über diesen Punkt Gedanken zu machen und darüber zu sprechen und schließlich etwas zu unternehmen. In der Zwischenzeit gingen wir die Sache jedoch immer schön Tag für Tag an – genau so, wie ich auch den Rest meines Lebens anzugehen gelernt habe, seit ich aufgehört habe, solche Mengen Whiskey in mich hineinzuschütten, daß sie kaum mehr mit dem Brennen nachgekommen sind. Wie mal jemand ganz richtig bemerkt hat, sollte man am besten die ganze Chose immer schön Tag für Tag angehen. So bekommt man sie ja auch vom Leben vorgesetzt.

Am selben Donnerstagnachmittag klingelte um Viertel nach vier im Haus der Khourys in der Colonial Road das Telefon. Als

Kenan Khoury den Hörer abnahm, sagte eine Männerstimme:
»Na, Khoury, sie ist nicht nach Hause gekommen, wie?«

»Wer ist da?«

»Das geht dich einen feuchten Dreck an. Wir haben deine Frau, du Arabersau. Willst du sie zurück oder nicht?«

»Wo ist sie? Lassen Sie mich mit ihr sprechen.«

»Fick dich ins Knie, Khoury«, sagte der Mann und hängte ein.

Khoury stand noch eine Weile da, schrie »Hallo« in den Hörer und überlegte fieberhaft, was er tun sollte. Er rannte aus dem Haus und in die Garage. Sein Buick war da, aber nicht ihr Camry. Dann lief er die Einfahrt zur Straße hinunter, schaute in beide Richtungen, kehrte ins Haus zurück und griff nach dem Telefon. Er hörte das Tuten des Freizeichens und überlegte, wen er anrufen sollte.

»Herr im Himmel«, stieß er hervor. Dann legte er den Hörer auf die Gabel zurück und brüllte: »*Francey!*«

Immer wieder ihren Namen rufend, rannte er nach oben und stürmte ins Schlafzimmer. Natürlich war sie nicht da, aber er konnte nicht anders, er mußte in jedem Zimmer nachsehen. Es war ein großes Haus, und er rannte, ständig ihren Namen rufend, von einem Raum zum anderen, gleichzeitig Beobachter und Betroffener seiner Panik. Wieder zurück im Wohnraum, stellte er fest, daß er den Hörer nicht aufgelegt hatte. Wirklich sehr schlau. Wenn sie ihn zu erreichen versuchten, kamen sie nicht durch. Er legte den Hörer auf die Gabel und versuchte das Telefon mit bloßer Willenskraft zum Läuten zu bringen, was es fast im selben Augenblick tat.

Diesmal war es eine andere Männerstimme, ruhiger und kultivierter. Der Anrufer sagte: »Mr. Khoury, ich habe Sie anzurufen versucht, aber es kam ständig das Belegtzeichen. Mit wem haben Sie telefoniert?«

»Mit niemandem. Ich habe versehentlich nicht aufgehängt.«

»Sie haben doch hoffentlich nicht die Polizei angerufen?«

»Ich habe niemanden angerufen. Es war ein Versehen. In der Aufregung habe ich nicht gemerkt, daß ich den Hörer nicht aufgelegt habe. Wo ist meine Frau? Lassen Sie mich mit meiner Frau sprechen.«

»Sie sollten den Hörer nicht neben die Gabel legen. Und Sie sollten niemanden anrufen.«

»Habe ich ja auch nicht.«

»Und schon gar nicht die Polizei.«

»Was wollen Sie?«

»Ihnen helfen, Ihre Frau zurückzubekommen. Das heißt, falls Sie sie zurückhaben wollen. Wollen Sie sie wieder zurück?«

»Mein Gott, was soll . . .«

»Beantworten Sie meine Frage, Mr. Khoury.«

»Aber natürlich will ich sie zurückhaben.«

»Und ich will Ihnen helfen. Sorgen Sie bitte in Zukunft dafür, daß Ihr Anschluß frei bleibt, Mr. Khoury. Sie werden wieder von mir hören.«

»Hallo?« sagte er. »Hallo?«

Aber die Verbindung war unterbrochen.

Zehn Minuten ging er im Zimmer auf und ab und wartete, daß das Telefon läutete. Dann ergriff eine eisige Ruhe von ihm Besitz, und er entspannte sich. Er hörte auf, hin und her zu gehen, und setzte sich in einen Sessel neben dem Telefon. Als es läutete, nahm er ab, sagte aber nichts.

»Khoury?« Es war wieder der erste Mann, der ordinäre.

»Was wollen Sie?«

»Was ich will? Was, glaubst du wohl, daß ich will?«

Er antwortete nicht.

»Geld«, sagte der Mann nach einer kurzen Pause. »Wir wollen Geld.«

»Wieviel?«

»Seit wann stellst du hier die Fragen, du stinkender Sandnigger? Kannst du mir das mal sagen?«

Er wartete.

»Eine Million. Wie findest du das, du Wichser?«

»Völlig ausgeschlossen. Hören Sie, mit Ihnen kann ich nicht reden. Sagen Sie Ihrem Freund, er soll mich anrufen. Vielleicht kann ich mit ihm reden.«

»He, du Sack, was bildest du dir . . .«

Diesmal war es Khoury, der aufhängte.

Er hatte den Eindruck, daß alles eine Frage der Kontrolle war. Wenn man eine Situation wie diese unter Kontrolle zu bringen versuchte, machte man sich nur verrückt. Weil das völlig unmöglich war. Weil die anderen alle Trümpfe in der Hand hatten.

Wenn man aber aufhörte, die Lage unter Kontrolle bekommen zu wollen, konnten sie einen wenigstens nicht mehr wie einen Tanzbären aus einem bulgarischen Wanderzirkus nach ihrer Pfeife tanzen lassen.

Er ging in die Küche und machte sich in einem langstieligen Messingtöpfchen eine Tasse süßen, starken Kaffee. Während er ihn abkühlen ließ, nahm er eine Flasche Wodka aus dem Kühlschrank, schenkte sich einen kräftigen Schluck ein, trank das Glas in einem Zug leer und spürte, wie die eisige Ruhe vollends von ihm Besitz ergriff. Er ging mit dem Kaffee in den Wohnraum und trank ihn gerade aus, als das Telefon wieder klingelte.

Es war der zweite Mann, der zivile. »Sie haben meinen Freund ziemlich verärgert, Mr. Khoury«, sagte er. »Und es ist nicht gut mit ihm verhandeln, wenn er verärgert ist.«

»Ich fände es besser, wenn nur noch Sie anrufen würden.«

»Ich verstehe nicht recht . . .«

»Nur so läßt sich vermeiden, daß es zu einer Katastrophe kommt. Er hat eine Million Dollar verlangt. Das ist vollkommen ausgeschlossen.«

»Finden Sie nicht, daß sie soviel wert ist?«

»Selbstverständlich ist kein Preis zu hoch für sie, aber . . .«

»Wieviel wiegt Ihre Frau, Mr. Khoury? Fünfzig, fünfundfünfzig Kilo, irgendwas um den Dreh?«

»Ich weiß nicht . . .«

»Einigen wir uns der Einfachheit halber auf fünfzig Kilo.«
Wirklich reizend.

»Fünfzig Kilo zu zwanzigtausend das Kilo – helfen Sie mir kurz beim Rechnen, Mr. Khoury? Macht genau eine Million, wenn ich mich nicht täusche.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich will damit sagen, daß Sie eine Million Dollar für Ihre

Frau zahlen würden, wenn sie eine Ware wäre, Mr. Khoury. So viel würden Sie zahlen, wenn sie ein weißes Pulver wäre. Ist sie da in Fleisch und Blut nicht mindestens genausoviel wert?»

»Was ich nicht habe, kann ich Ihnen nicht geben.«

»Sie haben viel.«

»Aber ich habe keine Million.«

»Wieviel haben Sie?»

Sich darauf eine Antwort zurechtzulegen, hatte er ausreichend Zeit gehabt. »Vierhundert.«

»Vierhunderttausend?»

»Ja.«

»Das ist nicht mal die Hälfte.«

»Es sind vierhunderttausend«, sagte er. »Es ist weniger als manches und mehr als anderes. Es ist alles, was ich habe.«

»Sie könnten sich den Rest besorgen.«

»Ich wüßte nicht, wie. Natürlich könnte ich ein paar Leuten Zusicherungen machen und von anderen alte Gefallen einfordern und auf diese Weise noch ein bißchen was zusammenbekommen, aber auf keinen Fall so viel. Außerdem würde es mindestens ein paar Tage dauern, wenn nicht sogar eine Woche.«

»Wie kommen Sie darauf, wir haben es eilig?»

»*Ich* habe es eilig. Ich will meine Frau zurück und vor Ihnen meine Ruhe haben. Und was diese zwei Punkte betrifft, habe ich es verdammt eilig.«

»Fünfhunderttausend.«

Aha. Es gab also doch ein paar Dinge, die er unter Kontrolle hatte. »Nein«, sagte er. »Ich will nicht mit Ihnen handeln – schließlich geht es hier um das Leben meiner Frau. Ich habe einfach nicht mehr. Vierhunderttausend ist alles, was ich Ihnen geben kann.«

Eine Pause, dann ein Seufzen. »Na gut. Wie konnte ich auch so dumm sein zu glauben, ich könnte jemanden Ihres Schlags bei einem Geschäft über den Tisch ziehen. Mit solchen Dingen haben Leute wie Sie einfach mehr Erfahrung. Sie sind genauso schlimm wie die Juden.«

Da er nicht wußte, was er darauf antworten sollte, ließ er es einfach auf sich beruhen.

»Also vierhunderttausend«, sagte der Mann. »Bis wann können Sie das Geld besorgen?«

In einer Viertelstunde, dachte er. »In ein paar Stunden«, sagte er.

»Dann kann die Übergabe also heute abend stattfinden.«

»Ja.«

»Halten Sie das Geld bereit. Und rufen Sie niemanden an.«

»Wen sollte ich anrufen?«

Eine halbe Stunde später saß er am Küchentisch und hatte vierhunderttausend Dollar vor sich liegen. Er hatte einen Safe im Keller, einen über eine Tonne schweren alten Mosler, der hinter der Holzvertäfelung in die Wand eingelassen war. Es waren lauter Hunderter, fünfzig pro Bündel, achtzig Bündel zu fünftausend Dollar. Nachdem er sie abgezählt hatte, warf er sie, drei oder vier Bündel auf einmal, in einen Plastikkorb, den Francine für die Wäsche benutzte.

An sich hätte sie nicht selbst zu waschen gebraucht. Immer wieder hatte er ihr klarzumachen versucht, daß sie sich für die Hausarbeit ohne weiteres ein Mädchen leisten konnten. Aber davon wollte sie nichts hören, in diesem Punkt war sie sehr altmodisch, es machte ihr Spaß, zu kochen und sauberzumachen und sich um den Haushalt zu kümmern.

Er nahm den Hörer ab, hielt ihn mit gestrecktem Arm von sich und legte ihn wieder auf die Gabel zurück. Rufen Sie niemanden an, hatte der Mann gesagt. Wen sollte ich anrufen? hatte er geantwortet.

Wem hatte er das zu verdanken? Wer hatte seine Frau entführt? Wer war zu so etwas imstande?

Möglicherweise eine ganze Menge Leute. Möglicherweise sogar jeder, solange er sich nur eine reelle Chance ausrechnen konnte, ungeschoren davonzukommen.

Er griff wieder nach dem Telefon. Es war abhörsicher, nicht angezapft. Genauso, wie es auch im ganzen Haus keine Wanze gab. Er hatte zwei Spezialgeräte, beide angeblich auf dem neuesten Stand der Technik, was bei dem Preis auch nicht zu viel

verlangt war. Eines davon war ein Abhördetektor, der an das Telefonkabel angeschlossen war. Kam es in der Leitung zu der geringsten Schwankung der Stromspannung, des Widerstands oder der Kapazität, zeigte es das Gerät an. Das andere Gerät war ein sogenanntes Track-Lock, das den gesamten Funkfrequenzbereich automatisch auf versteckte Mikrophone absuchte. Fünf- bis sechstausend, irgend etwas um den Dreh herum, hatte er für die zwei Geräte gezahlt, und das waren sie ihm auch wert, wenn sie dafür sorgten, daß seine Privatgespräche auch privat blieben. Fast bedauerte er es, daß in den letzten paar Stunden die Polizei nicht mitgehört hatte – dann hätten sie feststellen können, von wo die Entführer angerufen hatten, sie hätten sie in ihrem Versteck überraschen und Francine zu ihm zurückbringen können . . .

Nein, die Polizei konnte er jetzt am allerwenigsten gebrauchen. Sie hätte alles nur noch schlimmer gemacht. Er hatte das Geld. Er würde es zahlen, und entweder bekam er sie zurück oder nicht. Manche Dinge hat man unter Kontrolle, andere nicht – er hatte ein gewisses Maß an Kontrolle, indem er das Geld zahlte. Er konnte mitbestimmen, wie die Übergabe abgewickelt wurde, aber über das, was danach passierte, hatte er keine Kontrolle.

Rufen Sie niemanden an.

Wen sollte ich anrufen?

Er griff noch einmal nach dem Telefon und wählte eine Nummer, die er nicht nachzusehen brauchte. Beim dritten Läuten meldete sich sein Bruder.

Kenan Khoury sagte: »Petey, ich brauche dich hier draußen. Nimm dir ein Taxi, selbstverständlich auf meine Kosten, aber sieh zu, daß du so schnell wie möglich herkommst, hast du gehört?« Eine Pause. Dann: »Babe, du weißt, daß ich alles für dich tue, aber . . .«

»Dann sieh schon zu, daß du ein Taxi kriegst!«

». . . aber geschäftlich möchte ich mich mit dir auf nichts einlassen. Das kann ich einfach nicht.«

»Es geht um nichts Geschäftliches.«

»Worum dann?«

»Um Francine.«

»Um Himmels willen, was ist passiert? Nein, erzähl mir das lieber, wenn ich da bin. Du bist doch zu Hause, oder?«

»Ja, ich bin zu Hause.«

»Ich sehe gleich zu, daß ich ein Taxi kriege. Bin schon unterwegs.«

Während Peter Khoury einen Taxifahrer zu finden versuchte, der bereit war, ihn zu seinem Bruder nach Brooklyn zu fahren, sah ich mir auf ESPN eine Diskussionsrunde an, in der sich ein paar Sportjournalisten darüber ausließen, ob die Spielergehälter eingefroren würden. Es brach mir nicht gerade das Herz, als das Telefon klingelte. Es war Mick Ballou, der aus Castlebar in Mayo County anrief. Die Verbindung war glockenklar; genau-sogut hätte er aus dem Hinterzimmer im Grogan's anrufen können. »Einfach toll hier«, sagte er. »Wenn du schon die Iren in New York für total verrückt hältst, dann solltest du erst mal die Typen hier sehen. In jedem zweiten Haus ist eine Kneipe, und vor der Sperrstunde geht hier niemand nach Hause.«

»Aber sie machen doch schon zeimlich früh dicht.«

»Viel zu früh, das auf jeden Fall. Aber in einem Hotel müssen sie einem Gast immer was zu trinken geben, wenn er das will. So was nenne ich echt zivilisiert.«

»Absolut.«

»Allerdings qualmen sie hier alle wie die Schlotte. Ständig steckt sich jemand eine Zigarette an und reicht die Schachtel rum. Die Franzosen sind da sogar noch schlimmer. Als ich in Frankreich war, um die Familie meines Vaters zu besuchen, waren die richtig sauer, daß ich nicht rauche. Anscheinend sind die Amerikaner das einzige Volk auf der ganzen Welt, das genügend Hirn hat, mit diesem Quatsch aufzuhören.«

»Auch hier wirst du noch genügend Raucher finden, Mick.«

»Können einem fast leid tun, diese armen Teufel. Was die allein durchmachen müssen, wenn sie sich einen Film ansehen wollen oder in einem Flugzeug sitzen, und die ganzen Rauchverbote in der Öffentlichkeit.« Er erzählte mir eine lange Ge-

schichte über einen Mann und eine Frau, die er ein paar Abende zuvor kennengelernt hatte. Sie war ziemlich komisch, und wir mußten beide lachen, und dann wollte er wissen, wie es mir ging, und ich sagte, ganz gut. »Geht's dir nun wirklich ganz gut, oder was?« wollte er wissen.

»Bin bloß ein bißchen wepsig. Hab vielleicht die letzten paar Tage zuviel Zeit gehabt. Außerdem ist gerade Vollmond.«

»Tatsächlich? Hier auch.«

»Was für ein Zufall.«

»In Irland ist immer Vollmond. Nur gut, daß es hier ständig regnet. Da hat man ihn wenigstens nicht ständig vor der Nase. Matt, was hältst du davon? Setz dich einfach ins nächste Flugzeug und komm rüber.«

»Was?«

»Sicher warst du noch nie in Irland.«

»Ich bin noch nie aus Amerika rausgekommen – halt, das ist nicht ganz richtig. Ein paarmal war ich in Kanada und einmal in Mexiko, aber –«

»Du warst noch nie in Europa?«

»Nein.«

»Na, dann setz dich schnellstens in ein Flugzeug und komm hier rüber. Nimm meinerwegen auch sie mit« – damit war Elaine gemeint – »oder komm allein; ganz, wie du willst. Ich habe mit Rosenstein gesprochen, er meint, ich sollte besser noch eine Weile warten, bis ich wieder in die Staaten zurückkomme. Er behauptet zwar, er kriegt das Ganze schon wieder hin, aber sie haben da diese neue Sondereinheit, und er möchte nicht, daß ich meinen Fuß auf amerikanischen Boden setze, bevor wir uns nicht gegen alle Eventualitäten abgesichert haben. Könnte also durchaus sein, daß ich noch einen Monat oder sogar länger in diesem Scheißkaff festsitze. Was ist daran so komisch?«

»Eben war es noch das Paradies auf Erden, und jetzt ist es plötzlich das letzte Scheißkaff.«

»Jeder Ort ist ein Scheißkaff, wenn du deine Freunde nicht um dich hast. Also komm schon rüber, ja?«

Peter Khoury traf im Haus seines Bruders ein, nachdem dieser gerade noch einmal mit dem umgänglicheren der beiden Kidnapper gesprochen hatte. Diesmal war der Mann jedoch nicht mehr annähernd so umgänglich gewesen, vor allem gegen Ende des Telefongesprächs, als Khoury einen Beweis verlangte, daß seine Frau noch am Leben war. Das Gespräch verlief etwa so:

KHOURY: Ich möchte mit meiner Frau sprechen.

KIDNAPPER: Das geht nicht. Sie befindet sich an einem sicheren Ort. Ich rufe von einer Zelle an.

KHOURY: Wie können Sie dann wissen, daß es ihr gut geht?

KIDNAPPER: Weil uns viel daran liegt, daß ihr nichts zustößt. Sie wissen doch, wieviel sie für uns wert ist.

KHOURY: Herrgott, ich weiß doch nicht mal, ob Sie sie wirklich haben?

KIDNAPPER: Sind Sie mit ihren Brüsten vertraut?

KHOURY: Wie bitte?

KIDNAPPER: Würden Sie eine von ihnen erkennen? Das wäre die einfachste Lösung. Ich schneide eine ihrer Titten ab und lege sie Ihnen vor die Tür – damit Sie endlich wieder ruhig schlafen können.

KHOURY: Bitte, sagen Sie so was nicht. So etwas dürfen Sie nicht einmal sagen.

KIDNAPPER: Dann lassen Sie mich mit Ihren Beweisen in Frieden, ja? Wir müssen einander vertrauen, Mr. Khoury. Glauben Sie mir, in diesem Geschäft ist Vertrauen alles.

Das war's dann auch schon gewesen, erzählte Kenan seinem Bruder. Er hatte keine andere Wahl, als ihnen zu vertrauen. Aber wie sollte er das? Er wußte ja nicht einmal, wer sie waren.

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wen ich anrufen könnte«, fuhr er fort. »Leute aus der Branche, weißt du. Jemand, der mir helfen, mir Rückendeckung geben könnte. Aber ich kann bei niemandem ausschließen, daß er nicht selbst dahinter steckt. Es gibt niemanden, der dafür nicht in Frage kommt. Irgend jemand muß das eingefädelt haben.«

»Woher wußten sie . . .«

»Keine Ahnung. Ich tappe völlig im dunkeln. Alles, was ich weiß, ist: Sie ist einkaufen gegangen und nicht mehr zurückge-

kommen. Sie geht aus dem Haus, nimmt den Wagen, und fünf Stunden später klingelt das Telefon.«

»Fünf Stunden?«

»So genau weiß ich das auch nicht. Ungefähr jedenfalls. Pe-tey, ich habe keine Ahnung, was ich tun soll. Mit so einer Scheiße habe ich keinerlei Erfahrung.«

»Aber du wickelst doch ständig irgendwelche Deals ab, Babe.«

»Ein Drogendeal ist ganz was anderes. Du ziehst das so durch, daß alle Beteiligten abgesichert sind und niemand was zu befürchten hat. Aber diese Geschichte –«

»Bei Drogengeschäften gibt es ständig Tote.«

»Natürlich, aber in der Regel nie ohne Grund. Nummer eins: Man macht keine Geschäfte mit Leuten, die man nicht kennt. Das geht fast immer in die Hose. Es sieht nach einem Bombengeschäft aus und entpuppt sich als Riesenbeschiß. Nummer zwei – oder vielleicht ist es auch Nummer eineinhalb: Man macht keine Geschäfte mit Leuten, die man zu kennen glaubt, aber in Wirklichkeit gar nicht kennt. Und Nummer drei oder welche Nummer auch immer: Jemand kommt in Schwierigkeiten, weil er sich vor dem Zahlen drücken will. So jemand versucht einen Deal ohne das nötige Geld durchzuziehen, weil er glaubt, er könnte das Kind schon irgendwie schaukeln. Ein paarmal kommt er damit vielleicht sogar durch, aber irgendwann wächst ihm die Sache über den Kopf, und schon fällt er auf die Schnauze. Und du weißt ja, woran das in neun von zehn Fällen liegt: Die Leute finden Geschmack an ihrer Ware, und schon fangen sie an, unvorsichtig zu werden.«

»Oder du machst alles richtig, und dann treten dir sechs Jamaikaner die Tür ein und knallen dich über den Haufen.«

»Das kann dir auch passieren«, nickte Kenan. »Es müssen aber nicht unbedingt Jamaikaner sein. Was habe ich da erst kürzlich gelesen? Laoten in San Francisco. Jede Woche taucht eine neue Minderheit auf, die einem an den Kragen will.« Er schüttelte den Kopf. »Die Sache ist die: Bei einem ordentlich abgewickelten Deal kannst du jederzeit aussteigen, wenn dir irgendwas faul vorkommt. Du mußt das Geschäft nicht machen.

Wenn du das Geld hast, kannst du es für was anderes ausgeben. Wenn du die Ware hast, kannst du sie jemand anderem verkaufen. Du machst nur so lange mit, wie die Sache nach deinen Vorstellungen läuft, und du kannst dich absichern, dir Rückzugsmöglichkeiten offenhalten, und überhaupt hast du die andere Seite ja schon kennengelernt und weißt, ob du ihnen vertrauen kannst oder nicht.«

»Während wir hier . . .«

»Während wir hier absolut nichts in der Hand haben. Wir stecken bis zu den Nasenlöchern in der Scheiße. Ich habe ihnen vorgeschlagen, wir bringen das Geld, und ihr bringt meine Frau mit. Aber sie haben gesagt, nein, nicht mit uns. Was soll ich darauf sagen? Bitte, behaltet meine Frau? Verkauft sie einem anderen, wenn euch meine Art, Geschäfte zu machen, nicht paßt? Das geht in dem Fall leider nicht.«

»Nein.«

»Außer es ginge doch. Er hat gesagt, eine Million. Ich, vierhunderttausend. Ich habe gesagt, du kannst mich mal, mehr habe ich nicht, und er hat es geschluckt. Angenommen, ich hätte gesagt —«

Das Telefon klingelte. Kenan sprach ein paar Minuten und machte sich auf einem Block Notizen. »Ich komme nicht allein«, sagte er irgendwann. »Mein Bruder ist bei mir; er wird mich begleiten. Keine Diskussionen.« Er hörte noch eine Weile zu und wollte gerade etwas sagen, als ein leises Klicken aus dem Hörer kam.

»Es geht los«, sagte er. »Sie wollen das Geld in zwei großen Mülltüten. Darin sehe ich weiter kein Problem. Warum allerdings zwei, frage ich mich? Vielleicht wissen sie nicht, wieviel Platz vierhunderttausend in Hundertern einnehmen.«

»Vielleicht dürfen sie nichts Schweres heben.«

»Auch möglich. Wir sollen zur Kreuzung von Ocean Avenue und Farragut Road kommen.«

»Ist das nicht in Flatbush?«

»Ich glaube.«

»Aber sicher, die Farragut Road. Das ist nicht weit vom Brooklyn College. Was soll dort sein?«

»Eine Telefonzelle.« Nachdem sie das Geld in zwei Mülltüten verstaut hatten, gab Kenan seinem Bruder eine 9-mm Automatik. »Steck das ein«, forderte er ihn auf. »Unbewaffnet rücken wir auf keinen Fall an.«

»Lieber sollten wir die Finger ganz von der Sache lassen. Was soll mir da schon eine Kanone nützen?«

»Keine Ahnung. Steck sie trotzdem ein.«

Auf dem Weg nach draußen packte Peter seinen Bruder am Arm. »Du hast vergessen, die Alarmanlage einzuschalten.«

»Wieso? Die haben Francey, und wir haben das Geld. Was gibt's da noch zu stehlen?«

»Nachdem du die Alarmanlage schon mal hast, kannst du sie ruhig einschalten. Sinnloser als die blöden Kanonen kann das auch nicht sein.«

»Da hast du auch wieder recht.« Er verschwand ins Haus. Als er wieder nach draußen kam, sagte er: »Da habe ich mich nun gegen alles abgesichert. Du kannst nicht in mein Haus einbrechen, nicht mein Telefon anzapfen und keine Wanzen anbringen – du kannst mir nur die Frau klauen und mich mit zwei Mülltüten voller Hunderter durch die Stadt scheuchen.«

»Wie fahren wir am besten, Babe? Ich würde vorschlagen, wir nehmen den Bay Ridge Parkway und dann den Kings Highway zur Ocean.«

»Meinetwegen. Es gibt ein Dutzend Möglichkeiten, da rauszufahren, und die ist genauso gut wie jede andere. Willst du fahren, Petey?«

»Möchtest du das?«

»Klar, warum nicht? In meinem momentanen Zustand ramme ich noch ein Polizeiauto – oder überfahre eine Nonne.«

Sie sollten um halb neun an der Telefonzelle in der Farragut Road sein. Sie waren drei Minuten zu früh da, zumindest nach Peter Khourys Uhr. Er blieb im Wagen sitzen, während sein Bruder in die Telefonzelle ging und wartete, daß es läutete. Irgendwann während der Fahrt hatte sich Peter Khoury die Automatik in den Gürtel gesteckt. Er hatte sie beim Fahren ständig

gegen seinen Rücken drücken gespürt. Jetzt nahm er sie heraus und hielt sie in seinem Schoß.

Das Telefon klingelte, und Kenan Khoury nahm ab. Auf Peters Uhr war es Punkt halb neun. Zogen die das stur nach Uhrzeit durch, oder überwachten sie jeden ihrer Schritte? Letzteres hätte bedeutet, daß sie jemanden in Sichtweite postiert hatten, der sie heimlich beobachtete.

Kenan kam im Laufschrift zum Wagen zurück, stützte sich mit den Händen auf dem Dach ab und sagte: »Veterans Avenue.«

»Nie gehört.«

»Das ist irgendwo zwischen Flatlands und Mill Basin. Er hat mir erklärt, wie ich hinkomme. Wir nehmen die Farragut bis zur Flatbush, dann die Flatbush bis Avenue N, und die führt direkt zur Veterans Avenue.«

»Und wie geht's dann weiter?«

»Wieder eine Telefonzelle. An der Ecke Veterans und East Sixty-sixth Street.«

»Warum schicken uns die wie blöd in der Gegend rum, hast du eine Ahnung?«

»Um uns ein bißchen durcheinander zu bringen. Um sicherzugehen, daß wir keine Verstärkung mitbringen. Ich weiß auch nicht, Petey. Vielleicht wollen sie uns auch nur den letzten Nerv ziehen.«

»Das ist ihnen bereits geglückt.« Kenan Khoury ging um den Wagen herum und stieg auf der Beifahrerseite ein. Sein Bruder sagte: »Also, die Farragut bis zur Flatbush, die Flatbush zur N, und an der N vermutlich nach links.«

»Ja.«

»Wieviel Zeit haben wir?«

»Das haben sie nicht gesagt. Von einem Zeitpunkt war nicht die Rede. Sie haben nur gesagt, wir sollen uns beeilen.«

»Für einen Kaffee reicht es also nicht mehr?«

»Nein«, sagte Kenan Khoury. »Ich glaube nicht.«

An der Ecke von Veterans und Sixty-sixth war es wieder das gleiche. Peter wartete im Wagen. Kenan ging in die Zelle, und es klingelte fast sofort.

Der Kidnapper sagte: »Sehr gut. Das ging ja fix.«

»Und was nun?«

»Wo ist das Geld?«

»Auf dem Rücksitz. In zwei Mülltüten, wie Sie gesagt haben.«

»Gut. Sie und Ihr Bruder gehen jetzt die Sixty-Sixth Street zur Avenue M rauf.«

»Wir sollen zu Fuß gehen?«

»Ja.«

»Mit dem Geld?«

»Nein, das lassen Sie, wo es ist.«

»Auf dem Rücksitz des Wagens?«

»Ja. Und Sie schließen den Wagen nicht ab.«

»Wir lassen das Geld in einem nicht abgeschlossenen Wagen und gehen eine Straße –«

»Zwei, um genau zu sein.«

»Und was dann?«

»Sie warten fünf Minuten an der Kreuzung Avenue M. Dann gehen Sie zu Ihrem Wagen zurück und fahren nach Hause.«

»Und was ist mit meiner Frau?«

»Ihrer Frau geht es gut.«

»Woher soll ich –«

»Sie wird im Wagen auf Sie warten.«

»Das will ich auch hoffen.«

»Was soll das nun wieder?«

»Nichts. Da ist nur eines, was mir Sorgen macht. Ich lasse das Geld nur sehr ungern in einem offenen Wagen zurück. Was ist zum Beispiel, wenn es jemand klaut, bevor Sie es abholen?«

»Machen Sie sich deshalb mal keine Sorgen«, sagte der Mann. »Das ist eine sichere Gegend.«

Sie schlossen den Wagen nicht ab, ließen das Geld auf dem Rücksitz und gingen einen kurzen und einen langen Block bis

zur Avenue M. Dort warteten sie fünf Minuten. Dann gingen sie zu ihrem Buick zurück.

Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich die beiden bisher noch gar nicht beschrieben. Man konnte ihnen ansehen, daß sie Brüder waren, Kenan und Peter. Kenan war mit seinen eins fünfundsiebzig zwei Zentimeter größer als sein Bruder. Beide waren gebaut wie Mittelgewichtler mit großer Reichweite, bloß Peter hatte um die Hüften schon ein bißchen Speck angesetzt. Sie hatten einen olivfarbenen Teint und glattes schwarzes Haar, links gescheitelt und ordentlich nach hinten gekämmt. Mit seinen dreiunddreißig Jahren zeigten sich bei Kenan erste Anzeichen einer erhöhten Stirn. Sein Bruder, obwohl zwei Jahre älter, hatte noch alle Haare.

Sie waren gutaussehende Männer, mit langen, geraden Nasen und tiefliegenden dunklen Augen unter vorspringenden Brauen. Peter hatte einen ordentlich gestutzten Schnurrbart. Kenan war glatt rasiert.

Hätte man es mit beiden zusammen aufnehmen müssen, hätte man zuerst Kenan unschädlich gemacht. Oder das zumindest versucht. Irgend etwas an ihm vermittelte einem den Eindruck, daß er der gefährlichere von beiden war, daß er schneller und entschlossener reagieren würde.

So sahen sie also aus, als sie rasch, aber nicht zu rasch zu der Kreuzung zurückgingen, an der Kenans Wagen stand. Er war immer noch da und immer noch offen. Nur die Säcke mit dem Geld waren nicht mehr auf dem Rücksitz. Von Francine Khoury keine Spur.

»Was soll die Scheiße?« fluchte Kenan.

»Im Kofferraum vielleicht?«

Er machte das Handschuhfach auf und löste die Kofferraumverriegelung. Dann ging er nach hinten und öffnete den Kofferraum. Bis auf den Ersatzreifen und den Wagenheber war er leer. Er hatte den Kofferraum gerade wieder zugemacht, als in der Zelle zehn Meter weiter das Telefon klingelte.

Er rannte darauf zu und riß den Hörer von der Gabel.

»Fahren Sie nach Hause«, sagte der Mann. »Vermutlich ist sie schon vor Ihnen da.«

Wie gewohnt nahm ich an einem Abendtreffen in St. Paul the Apostle gleich um die Ecke von meinem Hotel teil, ging aber schon in der Pause. Zurück in meinem Zimmer rief ich Elaine an und erzählte ihr von Micks Anruf.

»Mach das doch« sagte sie. »Ich finde das eine prima Idee.«

»Hättest du Lust mitzukommen?«

»Ach, ich weiß nicht, Matt. Das hieße, ich würde mehrere Kurse versäumen.«

Donnerstagabends nahm sie im Hunter an einem Kurs teil, von dem sie übrigens gerade nach Hause gekommen war, als ich anrief. »Indische Kunst und Architektur unter den Mogulkaisern.« »Wir würden doch sowieso nur eine Woche oder zehn Tage bleiben«, sagte ich. »Du würdest höchstens einen Abend versäumen.«

»Ein Abend wäre nicht weiter tragisch.«

»Na also, warum –«

»Das kann eigentlich nur heißen, daß ich nicht wirklich Lust habe mitzukommen. Ich wäre sowieso nur das fünfte Rad am Wagen. Ich kann dich doch jetzt schon sehen, wie du mit Mick durch die Gegend ziehst und den Iren bebringst, wie man ordentlich einen drauf macht.«

»Was du manchmal siehst.«

»Was ich damit meine, ist doch nur: Im Grunde genommen ließe das Ganze auf eine Art verlängerten Männerabend hinaus; und was hätte dabei eine Frau zu suchen? Nein, ich habe wirklich keine besondere Lust, und außerdem weiß ich, daß du im Moment wieder eine deiner unruhigen Phasen hast. Deshalb würde dir eine kleine Luftveränderung sicher guttun. Du warst tatsächlich noch nie in Europa?«

»Nein, nie.«

»Wie lange ist Mick schon drüben? Einen Monat?«

»In etwa.«

»Ich finde, du solltest fliegen.«

»Mal sehen«, sagte ich. »Ich werde es mir überlegen.«



Lawrence Block

Ruhet in Frieden. A Walk Among the Tombstones
Thriller

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43783-8

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Der in Brooklyn lebende Libanese Khoury ruft Matthew Scudder zu Hilfe. Seine Frau ist bei einem Einkaufsbummel entführt worden, und jetzt wird er von den Entführern erpresst. Khoury kann nicht die Polizei einschalten, weil er Drogenimporteur ist. Um die Frau zu retten, erklärt sich Scudder bereit, den Fall zu übernehmen. Doch wenig später wird die Frau ermordet im Kofferraum eines Autos gefunden.